



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Menschen Himmels und der Erde

Menschen Himmels und der Erde

Von Anna Käyser

(Schluß)

Mit einem Griff zog er die letzte Hülle weg — und wurde weiß wie ein Geist — und starre auf die Staffelei — und rieb sich die Augen, um den Spuck zu zerstreuen, den seine Sinne ihm vorgaukelten.

Tod und Himmel — was war das — für ein ungeheuerliches Spiel unheimlicher Mächte — ?!

Heinz Röll tat einen Fluch, der die Unterwelt ergötzte. „Bei Zeus und Wodan, Mensch, das ist ein Scherz, dazu hol' dir lieber die Kuttentleute von St. Bonifaz!“

Er sprang auf und wollte fort. Heinz griff nach seinem Arm. In seinem Gesicht war kein Blutstropfen. Er wollte sprechen, aber er brachte keinen Laut heraus.

„Läß mich!“ stieß Röll hin und riss sich los. „Eine Spinne hast du mir in den Pokal geworfen. Muß sehen, wie ich sie wieder heraus bekomme!“

Wie ein Trunkener hielt Arnold sich an der Staffelei. Wie im Traum hörte er Rölls Poltertritte die Treppe hinab und unten auf dem Plaster verhallen. Er ließ sich auf einen Stuhl hinstellen, um sich zu sammeln. Dann sah er scheu wieder zum Bilde hin, wie auf ein unheimliches Mysterium.

War er wirklich von Sinnen? Oder narrte ihn eine dämonische Vision?

Wo war die königliche Gestalt geblieben, die er mit Anspannung all seines Könnens in harten Tagen und Nächten ohne Schlaf und Nahrung auf die Leinwand schuf? Sie hatte ihm die Goldpforten des Ruhmes erschließen sollen.

Nun ragt an derselben Stelle ein grausiger Pfahl und an dem Pfahle hängt ein Menschenleib, in Todesqual zuckend und verkrümmt — der Heiland der Welt.

Arnold fühlte sich von einer unheimlichen Macht in die Knie geworfen. Ihm war, als risse eine absolute Gewalt ihn schmerzlich aus dem Erdreich los, in dem er sich in letzter Zeit, unter Heinz Rölls Einfluß, unglück verankert hatte. Dieses Losgerissenwerden tat weh. Er fühlte sich haltlos zwischen zwei Welten schweben, über sich den grollenden Himmel, vor sich den schauerlich gequälten Blick des Mannes am Kreuze.

Stundenlang lag er am Fuße der Staffelei wie zermalmst. Als der erste Tagesstrahl durch die Dämmerung brach, sah er scheu auf, ob die Nacht nicht das unheimliche Geheimnis auf der Staffe-

lei mitgenommen habe. Aber das zage Licht umleuchtete nur tröstlich den Dornfranz des toten Erlösers.

Arnold stand mühsam auf und sah wie ein Fremder um sich. Aber er suchte nicht nach seinem Bilde. Er rief auch niemand herbei. Es war ihm zumute, als wäre er von einer langen Reise aus einem fremden Lande in ein noch fremderes zurückgekommen und könne sich noch nicht zu rechtfinden. Aber er fühlte trotz allem eine merkwürdige Stille in und um sich, ob auch das unerklärliche Geschehen der Nacht noch in undurchdringlichem Dunkel lag.

Er löste das Bild mit bebender Hand der Staffelei, hüllte es ein, nahm noch einige Sachen aus seinem Zimmer dazu und schloß die Tür ab. Keinem, auch seiner Mutter nicht, sagte er, wohin er ging. Es wußte auch noch keiner, daß er von seiner Reise zurück war.

„Er schämt sich“, dachte Heinz Röll, als er nach Monaten immer noch nicht wiederkam.

„Er ist verschollen“, sagten bedauernd seine Freunde, wenn ihnen ein freigebiger Zechkumpf fehlte.

„Er ist mir verloren“, stöhnte seine Mutter in Stunden verzweifelten Welt-schmerzes, „verloren wie Elena.“

Als der graue Herbst Land und Menschen in Schwermut hüllte, ertrug Frau Gorlitta ihr Verlassensein nicht mehr. Sie brach über Nacht ihre Zelte ab und ging mit Dorotie auf Reisen.

Jeder Zug im hagern Gesicht des alten Professors war Spannung, herz pochende Erwartung. Seit einer Stunde ging er schon im großen Gartenzimmer des Pfarrhauses St. Markus auf und ab, sah hundertmal nach der Uhr, setzte sich, stand wieder auf und wartete wieder.

„Helena!“ Seit das kleine Brieschen eines Tages zu ihm kam: „Ich komme, Vater“, freisen seine Gedanken nur mehr um diesen Namen. Noch in dieser Stunde soll er sie in den Armen halten. Es war auch solch eine Stunde zwischen Tag und Abend vor siebzehn Jahren, als er sie zum letztenmale an sein Herz drückte. Wie ein Dieb hatte er sich in sein Heim gestohlen, in dem unholde Geister ihm das Herdfeuer ausgelöscht hatten. Noch einmal hatte er sein kleines Mädchen sehen wollen, ehe er mit dem Knaben in die große Einsamkeit seines Lebens ging. Er hatte die Dienerin, die er bis zur

Abreise ihrer Mutter hütete, bestechen müssen, als tätte er ein Unrecht, sein Kind ans Herz zu drücken.

Helena hatte geweint, als er wie ein Schatten der Nacht an ihr Bettchen gekommen war und sie an sich gerissen hatte. Darum hatte er sich gleich wieder fort schleichen müssen. Noch nach Jahren hatte er dieses Weinen gehört, die letzte Klage des vaterlosen Kindes.

Erst seine Schwester, die Priorin Mechtildis, hatte ihm ein wenig Mut zum Leben wiedergegeben.

Die Tür flog auf. Ein junger Priester rief strahlend herein: „Sie kommen!“

Professor Linther mußte sich an der Tischkante halten, so schwankte ihm. Er legte einen Augenblick die Hand auf die Stirn, um ruhig zu werden. Dann wollte er mit Ludwig zum Haustor gehen.

„Bleib nur hier im Zimmer, Vater. Es ist besser. Da sind sie schon!“

Ludwig ging hinaus. Draußen gingen Stimmen. Der Pfarrer und seine Schwester hatten Helena abgeholt, aber sie gingen an der offenen Türe vorbei.

Linther sah ein junges Mädchen im grauen Reisekleide hereinkommen. Einen Augenblick stand sie still auf der Schwelle und war dann mit ein paar Schritten bei ihm. Er hob langsam beide Arme, aber er sah alles wie durch einen Nebel.

„Vater!“

Helena schloß die Arme um seine Schultern. Tränen strömten über ihr Gesicht, und sie stammelte wieder: „Vater!“

Er wollte „Helena“ sagen, aber die Zunge lag ihm starr im Munde. Darum trank er nur ihren Anblick in sich und fühlte ihr warmes Leben in seinen Armen. Es war, als wenn über einen späten Sommertag die volle Sonne bricht und alles in Glanz und Wonne taucht.

„Kind!“ Er hielt ihr Gesicht von sich ab und sah sie lange und innig an. „Helena, das bist du? Endlich bist du da?“

„Ach ja, Vater. Ich wäre so gerne schon eher zu dir gekommen. Aber — es ging ja nicht. Aber jetzt bin ich bei dir. Endlich zu Hause. Immer bin ich in der Fremde gewesen!“

Sie bezwang die Tränen, denn es klopfte. „Ja, Ludwig, komm nur“, rief Linther.

Helena ging zögernd dem Bruder entgegen. Er war bei ihrer Ankunft im Hintergrunde geblieben, weil er das erste Wiedersehen dem Vater allein lassen wollte.

Helena nahm seine Hände, die er ihr entgegenstreckte. „Bruder!“ Sie fühlte sich besangen. Dieser junge Missionar

mit dem feinen, durchgeistigten Gesicht war eines Blutes mit ihr?!

„Kennst du den Ludwig nicht mehr, kleine Leni?“ hoffte er ihr über die erste Fremdheit weg, aber die Bewegung zitterte ihm doch in jeder Faser.

„Wir waren noch so klein damals. Ich habe nicht mehr das leiseste Erinnern. Wie habe ich auch ahnen können —!“ Sie sah einen Schatten im Gesicht des Vaters und senkte ab. „Du warst ja auch viel älter als ich.“

Er zog eine wichtige Miene. „O ja. Ich war der große Bruder und du noch ein winziges Baby, aber ein artiges. Wenn du mal weintest, selten zwar, äßte ich es dir nach, anstatt dich zu trösten. Solch ein Nichtsnutz war der Ludwig, nicht war, Papa Linther?“

Papa Linther widersprach lächelnd.

„Erinnerst du dich noch, Helena, als Ludwig bei euch in der Peterskirche predigte? Du saßest am ersten Pfeiler und trugest einen schwarzen Hut und ein weißes Kleid. So war es dir von der klugen Oberin von St. Margareten vorgeschrieben. Beim Hinausgehen ließ ein alter tapfiger Mann seinen Stock fallen und von dir aufheben. O Kind, das war ein Augenblick! Und ich mußte dich doch laufen lassen.“

Helena schlug die Hände zusammen. „Lieber Himmel, das warst du! Mein Vater war das, und er ließ mich wieder fremd in die Fremde gehen! Die schlimme Sante Priorin! Ich begriff nicht, warum sie mir das weiße Kleid und den schwarzen Hut verordnete. Sie kann lächelnd blindes Gehörchen verlangen.“

„Ja, das weiße Kleid und der schwarze Hut am letzten Pfeiler wären schuld gewesen, wenn ich — es war nahe dran — in meinen kanibalischen Betrachtungen stecken geblieben wäre“, drohte Ludwig scherzend. „Ich habe schließlich die Augen zumachen müssen, aber das Gesicht unter dem schwarzen Hut und das kleine Mägdlein in einer versunkenen Wiege waren mir trotzdem immer vor den Augen.“

„Und ich armes Waisenkind ahnte nicht, daß ich mitten in einem richtiggehenden Komplott saß.“

„Nein, das dachtet du sicher nicht, daß der Schwarze da oben auf der Kanzel derselbe war, der dir einstmals deine schwarzbezopfte Puppe ins Fichtennadelbad stellte und einen väterlichen Straf- arrest dafür verbühte?“ beichtete Vater Ludwig zerknirscht. „Ich habe es danach auch nur ein paarmal wieder getan.“

Jetzt war der Bann gebrochen. Helena lachte glücklich. „Solch ein Held bist du damals schon gewesen? Du mußt mir noch viel von jener Zeit erzählen.“

„Lieber nicht. Wer belastet sich gerne selber? Laß es dir lieber vom Vater erzählen. Einmal habe ich dich aber ganz lieb mit „Hänsel und Gretel“ in den Schlaf gesungen.“

„Das war nett von dir“, kam der Pastor dazwischen. „Aber heute brauchst du das nicht zu tun.“ Er wandte sich zu Linther, seinem Studienfreunde und Heimatgenossen: „Nun kannst du doch wahrlich mit dem Geschick, oder vielmehr mit der Vorsehung zufrieden sein.“

„Ja, ich will nun mein „Nunc dimittis...“ singen, ich alter Mann.“

„Dann singen wir: „Ad multos annos!“ Auf noch viele Jahre! Du fängst noch einmal an zu leben.“

„Um bald wieder kinderloser als zuvor zu sein“, seufzte der Professor schwer. „Denkt euch, ich habe meine Tochter nur wiedergesunden, um sie bald wieder wegzu schenken.“

Die Pfarrschwester staunte:

„Ah, und wer ist der Glückliche, wenn man es erfahren darf?“

„Ratet.“

Der Pfarrer wiegte den Kopf. „Wie ein Bräutchen, das von Hochzeit und Ehegeigen träumt, sieht das junge Fräulein Helena eigentlich nicht aus.“ Er hob drohend den Finger gegen Ludwig: „Du wirst dein Schwesternchen doch nicht an gesteckt haben!“

„Und wenn ich es hätte, Neue empfände ich darum nicht“, lächelte er launig. „Aber da wird die Tante Priorin wohl schuldiger sein als ich. Ab rigens, wenn ein Gewächs sich in weisens fremdem Erdreich so entschieden behauptet, wird es wohl von Anfang an eigene Wurzeln gehabt haben.“

Am anderen Morgen reiste Professor Linther mit seinen Kindern in sein stilles Heim am Main. Sie wollten hier die drei Tage, die Ludwig noch bis zur Abreise verblieben, in glücklichem Beisam mensein verbringen.

Das Jahr, das Linther nach Ludwigs Abschied noch mit seiner Tochter zusammen verlebte, ent schädigte ihn für all die Jahre der Vereinsamung. Um so schwerer fühlte er dann das Opfer der Stunde, als sie um seinen Segen bat für ihren Beruf. Manche Stunde vorher hatte er mit dem Herrgott um sie gerungen. Als er endlich sein „Fiat“ sprach, sprach er es ganz. Helena blieb ihm ja doch zu eigen. Einmal hätte er sie doch hergeben müssen. Ein irdischer Brautwerber hätte sie vielleicht ganz für sich genommen, und ihm wäre nichts geblieben, als fern zu stehen und sich be scheiden.

Als er am Einkleidungstage Abschied nehmen wollte, wunderte er sich selber, daß neben dem Schmerz, sie lassen und in ein neues großes Einsamsein zurückkehren zu müssen, eine hehre Freude war, daß das Glück solcher Erwählung seine beiden Kinder getroffen hatte. Der Himmel wußte wohl warum. Vielleicht sollten sie der Preis sein für andere. Der Gedanke an die ferne, irre Mutter seiner Kinder war der einzige Wermuthstropfen, der in den heiligen Freudenkelch dieses Tages fiel.

„Laß und doppelte Garben ernten, Vater“, sagte Helena, nun Schw. Brigitta, beim Scheiden, „daß wir ihnen einmal mitgeben können, wenn sie vielleicht mit leeren Händen stehen sollten.“

Er nickte. „Gott segne deinen Opfer sinn, mein Kind!“

Linther lehrte einsamer, aber nicht allein und auch nicht ärmer, in sein Heim zurück.

Kurz darauf rief ihn eine Nachricht seiner Schwester nach St. Margareten. Er wunderte sich über ihren Todesernst. Sie hatte zwei Briefe für ihn. Der erste meldete die schwere Erkrankung einer Madame Gorlitta. Typhus. In einer Nachschrift vom selben Tage schrieb er von Doroties Tod.

Der zweite Brief war von Hermine Gorlitta selber. Er war kaum leserlich.

„An Gerhard Linther.

Es ist nicht mehr Hermine Gorlitta, die Pflichtvergessene und ruhelos Irrende, eine kranke, gebrochene, kinderlose, von aller Welt verlassene Frau ist es, die Dir zu schreiben wagt.

Wenn Du auf eine Vergeltung gewartet hast, Gerhard Linther, so kannst Du zufrieden sein. Aber ich weiß, Du hast es nicht getan. Ich kenne Dein großes Herz, das mir für tausend Dornen, mit denen ich Dich verwundete, nicht einen zurückgab. Ich habe Dich dafür geschmäht, aber immer nur mit dem Mund, nie mit dem Herzen. Ich fühlte, daß ich die Liebe zu Dir niemals in mir töten könne, darum wollte ich sie mit Galle ausbrennen. Sie störte mich auf meiner glänzenden Irrbahn. Wenn Du es ahnen könntest, wie ich in mancher Nacht und in trostlosen Stunden des Tages, wenn mich das bunte Treiben und jene andere, aus Verrat geborene Liebe den letzten Frieden nahm, nach einem verlorenen Paradies geweint habe! Aber ein Dämon verschloß mir immer wieder den Weg zu den heimlichen Winkel meiner Seele, wo die Erinnerung wie eine heilige Flamme brannte. In solchen Stunden war Helena mir ein beständiger Vorwurf. Sie war mein Gericht. Da-

rum liebte und hasste ich sie, weil sie Dein Kind war und meinem Wesen fremd. Als sie dann von mir ging, erlosch mir das letzte Licht. Ich habe ihr nachgestöhnt wie ein Dämon dem letzten Himmelslichtschein. Mein unseliger Hochmut wehrte mir auch da noch das „Mea culpa“. So trieb mein wrackes Schiff tiefer in die Unheilsströmung. Als ich es schon gestrandet glaubte, da hat ein Mächtiger mit einem Schlag in die Segel gegriffen und es an seinen Strand

geraumer Zeit zurückkam, war er nicht mehr im Sprechzimmer. Sie ahnte wo er war. An solchen Meilensteinen des Geschehens konnte er nur mit Einem zu Rate gehen.

Erst nach einer guten Stunde kam er aus der Kapelle zurück. Die Priorin staunte über seine Gesäßtheit, ja Heiterkeit. Er war in der Überwindung Meister geworden.

„Was gedenfst du nun zu tun?“ fragte sie, als er immer noch schwieg.



P. Beda RMM. inmitten seiner Gemeinde in St. Agnes, Südafrika

geworfen. Da liegt es nun zerschellt. Aber ich segne die Hand, die es zerschlug. Sie hat mich in eine harte Schule genommen. Alles, was ich lieb hatte, habe ich hergeben müssen. Die Welt, um die ich einstmals eine ehrlose Frau und Mutter wurde, hat mich vergessen, seit ich ihr mein letztes Lied sang. Ich habe ihr nachgeweint und -gegrößt. Jetzt nicht mehr. Als ich verlassen und elend auf den Trümmern meines Lebens saß, da hat Gott sich über mich erbarmt. Wirst auch Du es tun? Ich bin mit Gott und aller Welt im Frieden. Nur nicht mit Dir, und Dich habe ich am schwersten verwundet. Wirst auch Du das Wort der Vergebung sprechen? Dann will ich getrost meine Augen in der Fremde schließen.

Um dieses Wort bittet Dich demütig
Hermine.

Schwester Mechtildis ließ ihren Bruder mit den Briefen allein. Als sie nach

„Was anderes, als was der Hausvater tat, da er ein verloren Geglücktes wiederfand.“

„Das Wort lohne dir der Herrgott! Es ist doch so, er lässt sich von seinen Menschenkindern immer noch nichts schenken, ohne daß er es ihnen doppelt wiederfindet.“ Sie lächelte. „Er hat auch seinen Stolz.“

„Wäre ich nicht ein alter Mann, mit dem nächsten Südländzuge führe ich zu ihr. Es muß tröstlich sein, im Abendrot Frieden zu machen. Ich habe ja auch an meine Brust zu klopfen. Bisher hatte ich noch nicht den Mut, es vor Menschen zu tun. Vor dem Herrgott und mir erkannte ich es schon lange. Wer sich eine Nachtigall ins Heim nimmt, darf sie nicht gefangen sehen, oder sie wird frank und flüchtet ihm davon. Das muß ich ihr, Hermine, noch sagen, ehe ich sterbe.“

Die Nonne schwieg, weil sie ihm im stillen recht gab. So friedlich und be-

ruhigt hatte sie ihn noch nie von sich gehen sehen in all den Jahren. Sie war froh, denn auch sie fühlte ihr Leben zur Neige gehen. Es ist so schön, wenn vom Abendhimmel die Wolken weichen und die Sonne friedlich heimgehen kann.

Am Tage der „Sieben Schmerzen“ legte Helena Linther den weißen Novizenschleier ab und tauschte den schwarzen Professschleier dafür ein. Die Zeit ersten Brautglücks war vorüber. Jetzt galt es ernstere Wege, vielleicht Dornenpfade gehen. Die Weinberge wartete der Winzer. In fremden Fernen standen heiße Ernten, und die Schnitter fehlten.

In einer dieser Ernten band Helenas Bruder Ludwig lang schon seine Garben. Auch sie zog es dahin, aber sie musste noch auf den Ruf des Hausvaters warten. Darum war seit dem Professstage wieder das Heimweh in ihren Augen, das sie einstmal zum Fremdling machte in ihrer Mutter Hause.

Nun erging, ehe sie es recht erhofft, doch der Ruf an sie und sieben Gefährtinnen: „Kommet auch ihr in meinen Weinberg!“

Am Tage vor der Abschiedsfeier wurde von den Missionaren des nahen Missionsklosters ein neues Altarbild in der Kapelle der Missionsschwestern aufgestellt. Ein junger Künstler, der seit Wochen Gast der Mönche war, hatte es gemalt.

Vor Beginn der kirchlichen Abschiedsfeier wurde das Bild enthüllt. Es war ein Vesperbild, die Schmerzensmutter mit ihrem toten Sohne auf dem Schoße.

Es ging ein lautloses Bewundern durch die Menschen in der Kapelle. Weinen, Schluchzen. Die Väter und Mütter der scheidenden Missionarinnen mochten fühlen, wie klein ihr Weh gegen den Jammer der Mutter war, die ihren Einzigsten hergeben musste an ein schauertliches Los.

Im Hintergrunde der Kapelle kniete ungekannt und unbeachtet der Schöpfer des Werkes. Er hatte den Kopf tief in die Hände vergraben und schaute erst auf, als der alte Vater Clemens das große Pauluswort in die Stille sprach: „Ich habe euch vor der Welt auserwählt, damit ihr gehet und Frucht bringet und eure Frucht bleibe.“ Der Fremde war sehr bleich. In dem hagern Gesicht waren nur die Augen lebendig. Der Blick, der darin lohte, und die Seele, die aus ihnen schaute, mochten durch manche Nacht gegangen sein. Niemand beachtete ihn als der Vater Rektor, der ihn von der Kanzel her dann und wann flüchtig streifte. Alle lauschten den Worten des im See-

lenfischfang erfahrenen Missionars, der vom „Feuerbrand Christi“ entzündet schien. Er goß heilige Unraut in die Seelen und nahm das letzte Zagen und Bangen aus den Herzen der Väter und Mütter der Scheidenden. Er wußte, in dieser Stunde war keiner unter seinen Hörern, der nicht, wie der große Apostel, Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Gefahr und Verfolgung für nichts erachteten würde um der Menschenseelen willen.

Die Feier war längst zu Ende, die Kapelle einsam, da kniete am letzten Pfeiler immer noch der fremde Vater. Erst nach einer halben Stunde erhob er sich, ging um das Kloster herum und ließ sich an der Pforte bei der Oberin melden.

Schwester Brigitta verlebte diese letzten wehmütigen Stunden vor dem großen Abschied mit ihrem Vater allein in der Mariengrotte des Klostergartens. Es war ein stiller heller Vorlenntag, wie die Erde sie gibt, ehe sie sich neugebirt zu neuem Fruchtbringen.

Schwester Brigitta sah dem Vater heimliche Sorge an. Drei Jahre waren nun schon dahin, seit die sieche Mutter aus Lugano geschrieben hatte. Linther hatte ihr damals einen Brief voll versteinernd und verzeihender Liebe geschrieben. Das war Erlösung gewesen für die einsame Frau, die am Glanz und Leid der Welt und an sich selbst zerbrochen war. Aber dem Manne, den sie verraten und verlassen, wieder unter die Augen kommen, das, schrieb sie, sei ihr unmöglich. So gut könne nur ein Herrgott zu Menschen sein. Sein Anblick würde ihr eine ständige Reuepein sein. Sie würde nur eine Last für seine alten Tage bedeuten und müste an seiner Großmut vergehen.

Kein Bitten und Drängen hatten sie bis jetzt umzustimmen vermocht. Schwester Mechtildis schrieb ihr, wie Gerhard sich deshalb gräme und welch friedvollen Feierabend sie bei ihm verleben könne. Sie berichtete ihr von der Erwählung und von dem Wirken ihrer beiden Kinder und zuletzt von Helenas bevorstehendem Abschied.

Sie schrieb zurück, sie sei nicht wert, solchen Kindern Mutter zu sein. Sie fühle sich von ihnen gerichtet. Wenn Gott ihr gnädig sein wolle, möge er sie ihr für die Ewigkeit wiederschenken, weil sie für die Erde verscherzt habe.

Seit diesem Briefe waren wiederum drei Monate vergangen. Schwester Brigitta riet ihrem Vater eben, an den zuständigen Pfarrer in Lugano zu schreiben, da wurde sie ins Sprechzimmer gerufen. Sie wunderte sich. Wer in aller

Welt möchte ihr hier etwas wollen.

„Es wird wohl niemand sein, den es vor der Zeit nach deinem Leben hungenert“, scherzte Linther. „Schenk nur nicht zuviel von dieser kostbaren Stunde weg. Dein alter Vater fängt an, ein knausiger Egoist zu werden.“

Im Sprechzimmer kam ein Fremder langsam auf Schwester Brigitta zu, sah sie tief und lange an und sagte leise:

„Elena!“

Sie fühlte sich von einer großen Erregung gepackt und wußte doch nicht, wo sie den Unbekannten je gesehen haben sollte. Nur die Stimme — und die Augen —! Das magere, schmale, tiefgebräunte Gesicht — war ihr fremd. Oder — doch nicht?

Er sagte noch einmal langsam und beschwörend: „Elena!“

Die Stimme war so nah und kam ihr doch wie aus weiter Ferne. Und pochte so vertraut an ihre Seele.

Sie griff nach Arnolds beiden Händen: „Mein Gott, ist es denn wirklich wahr? Arno?“

Er lächelte ernst: „Ja, wirklich und wesentlich dein schlimmer Bruder.“

Sie schüttelte unbegreifend den Kopf. „Alle hier glauben, das wäre der Künstler, der das Vesperbild gemalt hat. Ich verstehe nicht. . . .“

„Nein, du verstehst nicht, daß der Mann, der einstmal ein Bild des Lasters malte, nun den heiligsten Schmerz auf die Leinwand hantieren konnte. Elena oder Helena“ — „Brigitta“, lächelte sie, — „also Brigitta, erinnerst du dich nicht mehr der Stunde, da du mich um das Bild der Sünde anslehrtest, für das ich im Begriffe war, meine Seele zu verkaufen? Und wie ich es dir versagte und dir versprach, dafür einmal ein anderes zu malen, ein ganz frommes. Es war ein billiges Vertrösten damals. Nur weil ich dich los sein wollte, tat ich es. Ich ertrug deinen reinen Richterblick nicht. Du hastest recht, die Hölle selbst mußte Vate gestanden haben zu der unglückseligen Idee.“

Er hielt inne und trat ans Fenster, das auf den Klosterhof hinausging, um sich zu sammeln. Seine Schwester unterbrach ihn mit keinem Worte. Sie war zu erschüttert. In die Knie hätte sie sinken mögen vor der weisen Leitung der Vorsehung.

Arnold kam zurück und setzte sich ihr gegenüber. „Ja, Brigitta, die Hölle hatte diesen Plan erdacht, aber der Himmel erdachte einen andern. Immer noch steht das Kreuz auf gegen die Dämonen. Als ich dieses Kreuz wie ein unbegreifliches Mysterium vor mir auftreten sah, an

derselben Stelle, wo vorher das siebenfache Laster prangte, da habe ich mich unter den Schauern eines unheimlichen Weltgerichtes gefühlt. Ich sage es dir erst heute, Helena, ich war immer noch guten Willens. Ich mußte meine Seele, mein besseres Sein in Ketten halten, als ich das Bild malte. Ich wollte Gold erraffen, ich wollte mir von den Schätzen der Welt eine Rüstung erkaufen und in dieser dann vielleicht für Gott kämpfen. Der Anblick des Weltheilandes, der wund und nackt sein letztes Gewand hingegeben hatte, zerriß wie ein Blitz diesen Wahn in meiner Seele. Und dennoch wand ich mich vor ihm. Und dennoch floh ich noch vor ihm, aus einer Fremde und Heimatlosigkeit in die andere. Er hat mich überall wiedergefunden. Als ich endlich müde war vom Widerstand, da war seine Stunde gekommen. Da habe ich meinen „Alnalias“ gefunden. Der hat mir die lekten Binde von den Augen genommen. Du hast nun dein Bild, Schwesterchen. Bist du mit mir zufrieden?“

Jetzt erst begriff Schwester Brigitta ganz. „Ah, du bist also doch der geheimnisvolle Klostergeist drüben, der Freund des Pater Clemens?“

Er nickte lächelnd. Dann nahm sie seine Hand: „Hast du mir sehr gegrollt damals, als du deine Arbeit so plötzlich vernichtet fandest?“

„Wie konnte ich? Ich hatte ja keine Ahnung, wie das Unglaubliche sich begeben hatte. Ich fühlte mich im Banne eines unheimlichen Geschehens. Noch nach Wochen lebte ich in einer unwirlichen Welt zwischen Leben und Tod. Als mir dann eine Ahnung kam, wie das Wunder geschehen sein mochte, suchte ich dich, aber ich fand deine Spur nicht mehr. Auch Mutter und Dorotie waren verschwunden. Du weißt ja, wie von jeho unser Heimathaus auf Sand gebaut war.“

„Weißt du, daß Dorotie —?“

Er nickte. „Sie hat es besser als ich. Hätte ich auch in jenem Hafen landen können, es wäre mir Wonne gewesen.“

„Der Himmel hat es gut mit ihr gemeint. Sie war so freudlos. Sie wäre nie mit dem Leben fertig geworden, aber das Leben vielleicht einmal unglückselig mit ihr. Sie wäre gern und friedlich hinüber gegangen, schrieb der Priester, der ihr beigestanden hat. Nur ist Mutter dadurch noch einsamer geworden. Wir haben große Sorge ihretwegen.“

„Nicht mehr lange“, sagte er bedeutsam.

„O Arnold, du weißt mehr!“

„Das muß ich wohl. Ich bin ja ihr Abgesandter. Mir bangt nur noch, zu deinem Vater zu gehen und . . .“

Helena fiel ihm ins Wort: „Sie ist hier! Ich sehe es dir an! Wo ist sie! O, Gott ist gut! Nun wird mir der Abschied leichter!“

Sie saßte bittend seine Hände. Da konnte er nicht mehr schweigen und verriet ihr, daß die Mutter bereits in einem nahen Gasthof sei und auf Kunde warte.

Helena strahlte. „Rasch, hole sie. Je eher, je lieber. Ich gehe unterdeß zum Vater und bereite ihn vor.“ —

Die vierte Stunde hallte vom Kloster-turme, da fuhr ein geschlossener Wagen an der Pforte vor. Eine verschleierte Dame stieg aus, sorglich gestützt von dem jungen Gast des Klosters.

Hermine Gorlitta wollte vor dem Manne, der ihr in der Tür des Sprechzimmers entgegentrat, niedersinken, aber er hielt sie an beiden Händen hoch und führte sie zu einem Polster. Er setzte sich neben sie auf einen Stuhl und sah sie lange und stumm an. Dann mußte er den Kopf einen Augenblick auf die Stuhllehne stützen, so schwer ging sein Atem und so jäh jagte ihn die Er-schütterung in Schwindel.

Erst als er das fassungslose Schluchzen hinter dem schwarzen Schleier vernahm, zwang er die Wirknis nieder und löste ihr sanft den Schleier.

„O Hermine, — das bist du!“

Sie hielt die Hände vor das tränenuüberströmte Gesicht und weinte tonlos in sich. Er konnte es nicht fassen, daß Zeit und Leid und Schuld Menschen-schönheit so hatten zerstören können. Dieses volle, fast gedunsene Gesicht sollte das liebendste Antlitz des frischen Waldkindes von einstmal sein, das so manches Lied in seinem stillen Heim ge-jungen — und dann still, für immer still für ihn geworden war?

Er fühlte ein unsägliches Erbarmen. Was sie auch an ihm gesündigt haben möchte, er erkannte in dieser Stunde, sie hatte unendlich mehr gelitten als er.

Wie ein väterlicher Freund nahm er die weinende Frau in seine Arme. Die Schuld der Jahre versank. Er sah nur mehr das hältlose, zerbrochene Geschöpf, das an tausend Rissen gestrandet, wie ein Wrack ohne Steuer und Segel an seinen Toren gelandet war.

„Still, Hermine“, sprach er wie zu einem kranken Kinde. „Du bist ja wieder daheim. Nun sieh mich doch einmal an. Es ist ja alles nun so gut geworden. Sieh, hier kommt Helena.“

Sie fühlte sich von zwei Armen um-fangen und ein heißes Gesicht an dem ihren. „Mutter, liebe Mutter!“

Ein großer Blick, — das waren noch die schönen Augen der jungen Hermine Linther — ein atemloses Staunen; daß diese junge Nonne mit dem Missionskreuze auf der Brust wirklich ihr Kind sei, — Elena. Sie sah sie stumm und scheu an, wie ein Nachtwanderer einen Lichtengel. Sie mochte der Stunde den-ken, als dieses Kind sie um ein einziges Wort der Liebe bat und sie es von sich wies. Aber — das war jene fremde Her-mine Gorlitta gewesen, die sie jetzt nicht mehr kannte.

Sie trocknete endlich die Tränen von ihrem Gesicht und richtete sich ein we-nig auf. „Ich kann soviel Großmut und Liebe kaum ertragen“, preßte sie her-aus und sah von Helena zu ihrem Man-ne und dann wieder gequält vor sich nieder.

Linther nahm ihre Hand. — Schwester Brigitta ging, um Arnold zu rufen, der das Wiedersehen nicht hatte stören wollen. „Auch ich habe ein „Mea culpa“ zu sprechen, Hermine“, sagte Linther verhalten. „Ich hätte deiner Jugend und Lebensfrische, deiner Eigenart und Le-bensfremdheit mehr Rechnung tragen sollen. Der Lerche muß man ihre Lieder lassen, sonst kratzt sie auch im goldenen Käfig. Könnten wir noch einmal von vorn anfangen, Hermine, du würdest nicht bei Fremden um ein Liedchen-singendürfen zu betteln brauchen. Aber das ist nun alles vorbei. Irgend ein Friedensglöcklein wird nun doch noch in unsern Abend läuten. Unsere Kin-der —.“

Da war es, als läme eine ferne, ver-klungene Weise aus längst versunkenen Wäldern zu den beiden Menschen in der stillen Klosterruhe . . .

Frau Hermine hob den Finger und lauschte. Es war das Klosterglöcklein, das zur Komplet rief.

„Welch ein Frieden!“ flüsterte sie ver-lorene.

Linther faltete die Hände: „Komm, Hermine, wir wollen unser Abendgebet sprechen!“